

Leipziger Tageblatt

Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

die Ggelpolzei Zeitzeile 20 Hg.
Werben unter dem Rubricationsbuch (40-
spalten) 50-4, vor dem Rubricationsbuch
(40-spalten) 40-4.

Extra-Beilagen (gratis), nur mit der
Morgen-Ausgabe, ohne Beilagenzahlung
A 60.-, mit Beilagenzahlung A 70.-.

Annahmefrist für Anzeigen:

Morgen-Ausgabe: Bestimmung 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Bestimmung 4 Uhr.
Bei den Beilagen und Annahmefristen je eine
halbe Stunde früher.

Druck und Verlag von E. Vogt in Leipzig.

In der Hauptredaktion oder den in Stadt-
Leipzig und den Provinzen errichteten Ver-
triebsstellen abgeholt: Vierteljährlich A 4.50,
bei postamtlicher Abholung in
Leipzig A 5.00. Durch die Post bezogen für
Deutschland und Österreich: Vierteljährlich
A 6.-, für die übrigen Provinzen
A 7.00.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 7 1/2 Uhr,
die Abend-Ausgabe um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:

Johannstadt 8.
Die Expedition ist Wochenlang ununterbrochen
geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:

Edo Klemm's Corrim. (Alfred Pahn),
Unterwallstraße 3 (Kasseler),
Luisenstraße 14, part. und Königsplatz 7.

Herr von Berlepsch und der vierte Stand.

Bekanntlich hat der königl. preussische Staatsminister a. D.
von Berlepsch auf dem Congresse des Vereins für Social-
politik die Welt überaus mit einem Laute auf dem vierten
Stand. Es dürfte deshalb für viele unserer Leser von
Interesse sein, zu erfahren, was ein Mann von hervor-
ragender wissenschaftlicher Bedeutung, Robert von Mohl,
über die Bezeichnung „vierter Stand“ gesagt hat. In
einer Abhandlung: „Die Arbeiterfrage“ (Politik 2. Band
Seite 508 f.) heisst es:

„Die Bewegung, welche in so bestiger Weise einen großen
Theil der unteren Schichten der Gesellschaft ergriffen hat,
wird von den Aemtern als „Arbeiterfrage“ bezeichnet, von
Aemtern als ein Versuch zur Bildung „eines vierten Standes“.
Die der Sache gegebene Bezeichnung ist nun aber insofern
keineswegs glücklich, als sie den Standpunkt bezeichnet, von
welchem man die ganze Erscheinung aufzufassen, was denn
natürlich wieder von Folgen für die Würdigung der That-
sachen und für die Wahl der zur Herbeiführung einer Or-
dnung bestimmten Massregeln ist. Es erscheint daher zweck-
mäßig, vor Allem diesen Punkt ins Auge zu fassen.“

Die Bezeichnung einer neuen Gruppierung der Be-
völkerung als vierter Stand hat von vorne herein
etwas Auffälliges. Die früher allerdings viel ge-
brauchte und auch ganz berechtigte Eintheilung in die drei
Stände der Geistlichkeit, des Adels und des Bürgerstandes
war seit langem außer Gebrauch gekommen, und zwar aus
ganz guten Gründen. Als politische Eintheilung, insofern
diese drei Stände eine verschiedene rechtliche Stellung im
Staate gehabt hatten, war sie seit der französischen Revo-
lution, in welcher der dritte Stand Gleichberechtigung mit
den beiden vorher bevorzugten erkämpfte, allmählich
fast ganz verschwunden (einige Spielereien mit mittelalter-
lichen Formen kommen nicht in Betracht). Aber auch als
gesellschaftliche Ordnung konnte man diese Dreitheilung nicht
mehr anerkennen. Abgesehen davon, daß in protestantischen
Ländern die Geistlichkeit wohl einen der gelehrten Berufe
erfüllte, aber kein eigener Stand war, am wenigsten der
erste, hatte sich überhaupt und überall mit dem Auf-
stehen der politischen Stellung der Geistlichkeit und des
Adels eine andere Schichtung der Gesellschaft nach
der Bedeutung ihrer Bestandteile vollzogen. Man unter-

schied jetzt höhere, mittlere und untere Stände. Von diesen
Ständen die ersten (man sprach hier immer in der Mehrzahl)
hineinwärtig ganz mit dem Adel zusammen, und noch weit
weniger mit der Geistlichkeit, sondern sie begriffen überhaupt
die durch Geburt, Rang und etwa durch großen Reichtum
Hervorragenden; der Mittelstand umfaßte, übrigens wieder
nach oben noch nach unten sehr stark abgegrenzten, alle
diejenigen, welche eine mehr oder weniger liberale Be-
schäftigung trieben, eine dieser entsprechende Bildung und im
Zweifel auch Vermögen, wenn schon seltener Reichtum be-
saßen. In die unteren Stände endlich warf man zusammen,
was Handarbeit trieb, sei es in städtischen, sei es in land-
wirthschaftlichen Geschäften, und sich nicht über eine
dieser Lebensstellung entsprechende Bildung erhob. Aller-
dings waren die äußeren Verhältnisse und der geistige
Aufstand in diesem numerisch weit größten Theile
der Bevölkerung wieder sehr verschieden, und man theilte
daher wohl noch einmal in untere und unterste Stände ab.
Als die in staatlicher und in Bildungsbeziehung entschieden
norderstehende dieser Abtheilungen galt fast zwei Menschen-
alter in den Culturländern des Continents wenigstens der
Mittelstand. Seine Aufschwünge waren die herrschenden;
die ihm folgende Regierungsform fand allgemeine Ein-
führung; er vertrat die gesammte höhere Bildung. — Un-
zweifelhaft ist nun die gegenwärtig vor sich gehende Bewegung
unter den Arbeitern eine Aussonderung eines Theiles der
unteren Stände aus der bisher unterschiedenen Menge
derselben. Man scheidet sich um einen Gedanken und stellt
gemeinsame Forderungen einer besseren Stellung im Staat
und Gesellschaft. Da diese Forderungen gelingen werden
und sich in Folge dessen wirklich eine neue Gestaltung
in der bürgerlichen Gesellschaft mit einem steigenden
Interesse als Mittelpunkt und daraus folgendes be-
sonderes Sitten- und Verhältnissen zu dem sonstigen
Organismus ergeben wird, steht noch dahin. Aber auch
angenommen, daß dem so sein werde, so ist doch die
Bezeichnung des neuen in Aussicht stehenden Standes als
des vierten durchaus unzulässig und selbst wider-
sinnig. Diefelbe knüpft an die staatsrechtliche Ein-
theilung in die drei Stände der Geistlichkeit, des Adels und
des dritten Standes, welcher letztere die gesammte nicht zu
den beiden ersten bevorrechteten Ständen gehörige Be-
völkerung umfaßte, und muß also, wenn der Name und die

Sache einen Sinn haben soll, eine Auscheidung aus diesem
dritten Stande und die Erringung irgend einer öffentlich
rechtlichen abgesonderten Stellung für die sich Aussondernden
bedeuten. Nun aber besteht jene ganze Dreitheilung längst
nicht mehr, wie bereits bemerkt, es ist also absurd,
etwas Neues danach zu benennen und zu zählen. Wenn
man ja von dem Bestehenden ausgehen wollte, so wäre es
richtiger gewesen, die neue Gestaltung als eine dritte zu
bezeichnen, nämlich gegenüber von den Resten der oberen
Stände und dem Mittelstande.

Uebrigens ist es nicht entfernt die Absicht der Bewegung,
eine neue staatsrechtliche, mit eigentümlicher, gleichgültig ob
tieferer oder höherer, Stellung verbundene Klasse der Bevölke-
rung neben den bestehenden zu gründen, sondern sie will
einfach nur, so weit sie überhaupt den Staat ins Auge faßt,
eine unbefangene Gleichberechtigung aller erstreben. Es sollen
sämmliche jetzt etwa noch vorhandene Unterschiede in den
öffentlichen Rechten vollständig beseitigt werden. Ein gleiches
allgemeines Stimmrecht soll alle Staatsangehörige zu einer
unbefangenen Abstammung machen. Nicht also eine Auscheidung
eines neuen vierten von den früheren höheren Ständen und
eine Stellung neben oder gegenüber denselben ist beabsichtigt,
sondern im Gegentheil ihre vollständige Absorption. Endlich
und hauptsächlich geht die fragliche Bewegung gar
nicht auf das Wesen der Bestrebungen. Diefelbe
besteht in wirtschaftlichen Forderungen, welche ein
anderes Verhältnis der Bezahlung der Arbeitenden zu den
Beschäftigten, der nur persönliche Kraft und Geschicklichkeit
Beziehenden zu den Eigentümern der materiellen und geistigen
Arbeitsbedingungen herbeiführen sollen. Nur mit Ver-
ständigung dieses Zweckes kann also eine verständige und
vernünftige Bezeichnung der in Aussicht genommenen neuen
Ordnung der Dinge getroffen werden. Aber, wird man wohl
einwenden, gerade diese Bezeichnung als vierter Stand wird
mit entschiedenster Wichtigkeit betont, seine Gründung als
der Wendepunkt in der ganzen Bewegung bezeichnet, und
legt namentlich fest, dem man, mag man sonst von ihm
halten was man will, doch keinen Falles klaren Verstand
und bewußtes Handeln abtreiben kann, den entscheidendsten
Werkstoff dieser Bewegung; es muß also doch dieselbe
einen Sinn und eine Bedeutung haben. Allerdings, dadurch,
daß die Lohnarbeiter als ein vierter Stand bezeichnet
werden, soll der angelegliche tiefe Unterschied zwischen

ihnen und den Capitalbesitzern und Unternehmern,
welche man gegen alle Geschäfte und Statistiken
als den dritten Stand der „Gourgeois“ darstellt,
hervorgehoben werden. Es ist ein Kriegswort,
eine gemeinsame Fahne; überdies eine Drohung.
So wie der dritte Stand, mit Hilfe der damals noch nicht
von ihm getrennten unteren Volkschichten, die beiden ersten
Stände in der französischen Revolution vernichtet hat, so
wird nun ihm die gleiche Bezeichnung durch einen vierten
Stand in Aussicht gestellt. Dabei kommt es denn nicht
darauf an, ob das Wort mehr oder weniger passend ist,
wenn es nur unterscheidet. Aber eben deswegen muß sich
eine ruhige und gewissenhafte Untersuchung der
Sache bilden vor der Annahme des Parteinamens.
Sie nähme damit von Anfang an eine falsche Stellung zu
dem wirklichen Stande der Dinge. Es sind Arbeiter,
wenn auch keineswegs alle Arbeiter, welche in Bewegung
sind und Fortbewegung stellen; und es ist also auch in
der That theoretisch richtig, das aufgestellte Problem als
Arbeiterfrage nicht nur zu bezeichnen, sondern auch auf-
zulösen.“

Herr von Berlepsch hat in Brüssel ausgeführt,
daß er sich nur noch mit der „socialen Frage“ be-
schäftigt; vielleicht denkt er noch einmal darüber nach, ob
nicht eine ruhige und gewissenhafte Untersuchung der Sache
vor Annahme des Parteinamens, des Kriegswortes „vierter
Stand“ hätte stattfinden sollen, und ob nicht ein künftiger
preussischer Staatsminister außer Dinsten dringendere Veranlassung hat,
als viele Andere, ruhig und besonnen zu unterrichten. Denn
er will wissen, daß wegen dieser seiner Eigenheit sein
Name leichter als „Hans“ benutzt werden wird, und daß
Freundschaften eines „Hans“ Debitus über „die politische
That“ sollte ihn bedenklich machen.

Deutsches Reich.

Leipzig, 6. October. Als Graf von Caprivi, der
frühere Reichskanzler, in seiner nationalpolitischen Stunden
Waldenblüthe stand, nahm die Bildung polnischer Re-
gimenter ihren Anfang, weil verfußt wurde, daß die
polnischen Recuten Polens und Westpreußens nicht mehr nach
dem deutschen Freiwerden vertrieben, sondern in ein-
beimischen Garnisonen der militärischen Dienstpflicht

Feuilleton.

Was aus

Monsieur Raymond's Träumen wurde.

Schmerzliche Erzählung von Hedwig Hopfner.

Karlsruhe erzählt.

Monsieur Raymond war sehr lächer. Ueber das
Warum hätte er, wenn er danach gefragt worden wäre, selbst
wohl kaum Auskunft geben können. Thatsache aber ist, daß
ihn Alles, selbst die Fliegen an der Wand, ärgerte. Sogar
die alte Antoinette, die seit Madame Raymond's Tode die
Wirtschaft führte, und der Mr. Raymond sonst lieber aus
dem Wege ging, wurde von ihrem Gedächtnis heftig angefaßt,
weil seiner Meinung nach der Morgentastler nicht heftig genug
war. Tief gekränkt über diese ungewohnte Behandlung,
zog sie sich zurück, im Stillen Herrn Raymond nach-
schauend.

Nachdem Mr. Raymond so seinem Zorne ein wenig Ab-
leitung verschafft hatte, ging er in den Garten, um dort,
wie gewöhnlich, ein Stübchen zu arbeiten.

Im Garten sah sein Knabe, seine einzige neunzehn-
jährige Tochter Jeanne, die in das Leben eines Buches ver-
steckt war. Aber auch sie blieb von dem Schicksale alles
dessen, was ihrem Vater heute in den Weg kam, nicht ver-
schont.

„Laß' das dumme Lesen und beschäftige Dich lieber
nützlich!“ knurrte er sie an. „Du kannst Himbeeren pflanzen!“
Gehorham legte Jeanne das Buch bei Seite und eilte in's
Dank, um sich ihren großen Gartenhut und eine Schüssel
für die Beeren zu holen. Bald war sie eifrig mit dem
Pflanzen beschäftigt.

Die alte Antoinette aber rang in der Küche die Hände
über den Rabenwider, der das hübsche, weiße Gesichtchen
seiner Tochter so gewissenlos den glühenden Sonnenstrahlen
aussetzte.

Mr. Raymond, der von all' den schmerzhaften Be-
nennungen, die sie ihm in ihrem empörten Innern gab,
natürlich nichts ahnte, jätete und hartete indessen mit Eifer
darauf los. Wüthlich schaute er auf, und die dunklen Wolken
auf seiner Stirn wurden noch finstrier, obgleich das, was
er sah, keineswegs einen unangenehmen Anblick darbot.

Aus der Thür des dem Garten gegenüberliegenden
Hauses trat ein hübscher, junger Mann in hellgrauer
Sommeranzug. Aber eben dieser junge Mann war es, der
den Barometer von Mr. Raymond's Stimmung auf den
Westpunkt gebracht hatte. Es war nämlich ein Arzt aus
Preußen, der sich vor einiger Zeit in dem elstischen Städt-
chen niedergelassen hatte.

Dieser junge Doctor war Mr. Raymond ein Dorn im
Auge. Letzterer war nämlich ein glühender Feind der
„Preußen“ und pflegte sich in wehmüthigen Reminis-
cenzen zu ergönnen über die schöne Zeit, da noch „La belle
France“ die Herrin des Elbs war.

Seine Tochter hatte er natürlich in denselben Gefühlen
erzogen. In seinem Hause durfte nur französisch gesprochen
werden; bloß die alte Antoinette ließ sich ihr Elstisch
Düßig nicht nehmen.

Selbstverständlich betrachtete es der Vater auch als aus-
gemacht, daß seine Jeanne nur einen Franzosen heirathen
werde.

Mit finsternen Blicken also sah Mr. Raymond dem jungen
Arzte, Dr. Schmidt, entgegen. Er konnte ihm sein Hiersein
nicht verzeihen, und was am meisten an ihm nagte, war
daß er, Jean-Baptiste Raymond, der Mann mit dem fran-
zösischen Dergen, den deutschen Doctor schon gebraucht hatte.
Das war so gekommen.

Mr. Raymond litt an Gallestein. Vor einiger Zeit
hatte er plötzlich einen besonders heftigen Anfall, und so
Dr. Wicon, sein alter Hausarzt, gerade an Rheumatismus
litt, holte Antoinette in der Angst Dr. Schmidt. Derselbe
kam sofort, und Dank der von ihm angewandten Mittel tra-
te bald eine Besserung in dem Zustande des Kranken ein.

Obgleich Mr. Raymond, wider seinen Willen zwar, im
Stillen anerkennen mußte, daß Dr. Schmidt ihm schneller
und besser geholfen habe, als sonst der alte Dr. Wicon, so
anbete er doch nichts in seinen Gefühlen gegen den jungen
Arzt. Im Gegentheil, seine Antipathie gegen denselben war,
wenn dies überhaupt möglich war, noch bedeutend gestiegen.

Jeanne, das gute Kind, theilte seine Empfindungen,
Mr. Raymond war dessen sicher. Das Erbittern, das ihr
hübsches Gesichtchen bei dem Grusse des jetzt näher tretenden
Dr. Schmidt überfiel, war gewiß nur der Ausdruck ihres
Wergers über die unliebsame Begegnung!

Dr. Schmidt wußte indessen nichts, oder wollte auch
vielleicht nichts wissen von Mr. Raymond's freundlichen Ge-
danken in Bezug auf seine Person.

Unbefangen rief er seinem mürrischen Nachbar zu:

„Schon so fleißig, Herr Raymond!“

„Am liebsten hätte Mr. Raymond natürlich nicht geant-
wortet. Dazu war er aber doch nicht unhöflich genug, und
so erwiderte er kurz:

„Ja, mein Herr!“

„Wie schön Ihre Rosen blühen!“ fuhr der Doctor un-
schuldig fort.

„Ja, mein Herr!“ brummte Mr. Raymond.

Und so schleppte sich die recht einseitige Unterhaltung
eine Weile mühselig fort, dann sagte Mr. Raymond:

„Darob, mein Herr, wenn ich mich Ihrer angenehmen
Gegenwartig entziehe; ich muß mit etwas aus dem Hause
holen!“

Damit grüßte er dem Doctor ironisch, legte ihm den
Rücken und ging davon.

Belustigt blickte ihm der junge Mann nach; dann ent-
setzte er sich auch, indem er seinen Hut vor Jeanne zog.

Kur der dreiste Späß, der unbekümmert auf der Bede
saß, die Mademoiselle Raymond von dem „deutschen Vren-
tanne“, hatte gehört, wie letzterer ein Wort für des Mädchens
Ohren bestimmtes „Auf Wiedersehen am Nachmittage!“
murmelte.

Mr. Raymond kam nun wieder herob.

„Gott sei Dank, daß ich ihn vertrieben habe!“ lachte er
ingrimmig. „Solch' eine Unverschämtheit, mich hier immer
anzusehen!“

Jeanne hatte indessen ihre Schüssel mit Himbeeren ge-
füllt, und indem sie dieselbe nun zu Antoinette in die Küche
trag, entzog sie sich dadurch der Nothwendigkeit, weitere
widerliche Zornesausbrüche mit anhören zu müssen.

Währenddessen kam der Briefträger die Straße herauf.

„Foucault“, rief ihm Mr. Raymond schon von Weitem
entgegen, „haben Sie etwas für mich?“

Der Stephanbote suchte in der Brieftasche nach und
überreichte ihm einen Brief.

Mr. Raymond begutete denselben von allen Seiten,
krüfte den Poststempel, welcher der eher denachstehenden Fabel-
blatt war, und überlegte erst lange, ehe er den Brief öffnete,
von wem er wohl sein könnte.

Endlich machte er ihn auf. Der Inhalt lautete:

Gechter Herr Raymond!

Bleibst du erinnerst Sie sich beim Lesen meines Namens
Ihres Patenkindes Francois Leroc, des Sohnes Ihres
alten Freundes Leroc.

Mein Vater ist leider, wie Ihnen bekannt, schon lange
tot, und aus dem kleinen Knaben, als den Sie mich im
Gebärdniss haben werden, ist ein großer Mann geworden.

Seit einigen Jahren bin ich Besitzer eines ziemlich
bedeutenden Weiswaaergeschäftes in Paris. Augen-
blicklich bin ich in Geschäftsangelegenheiten im Elsch und
zur ganz in Ihrer Nähe. Dabei will ich mir erlauben,
Sie zu besuchen.

Von einem in Paris wohnenden, mir bekannten Ge-
fässer ersuche ich, daß Sie sich noch in Ihrem Heimathsorte
befinden.

Ich treffe dort morgen Mittag ein, um einige Stunden
mit Ihnen zu verplaudern und die alte Freundschaft zu
erneuern.

Mit bester Empfehlung Ihre Francois Leroc.

Mr. Raymond starrte ein paar Augenblicke nachdenklich
auf das Papier in seiner Hand.

Vor seinem Geiste erstand der kleine Francois Leroc,
ein hübscher Schwanzkopf. Dessen Vater, ehemals der beste
Freund Mr. Raymond's, war leider sehr früh gestorben, und
die Wittve mit dem Kinde war nach Frankreich gezogen.

Mr. Raymond hatte die Weiden später ganz aus dem Auge
verloren. Nun auf einmal erschien der junge Leroc auf der
Bildfläche und zwar als Besitzer eines großen Weiswaaerges-
chäftes.

Wie alt mochte er wohl sein?

Mr. Raymond rechnete nach — 28 — 29 — 31 — 33 —,
ja, 33 Jahre! Also im schönsten Mannesalter!

Und plötzlich tauchte in Mr. Raymond's Kopfe eine neue,
überaus seltene Idee auf, die immer festere Boden gewann
und des Weltrennen Raume so rasig machte, daß er laut vor
sich hin lachte.

Erfrodenen blickte er sich um. Aber da Niemand in
seiner Nähe war, so gab er sich beruhigt einem zweiten
Heiterkeitsausbrüche hin.

Jeanne — Francois Leroc! Ah, daraus konnte etwas
werden! Jeanne war 19 Jahre alt, also gerade im richtigen
heirathsfähigen Alter, und Francois ein augenscheinlich
wohlkulturer Kaufmann, noch dazu aus Paris, und den
Jahren nach vorzüglich zu Jeanne passend. Wahrscheinlich
hatte ihm der Gefässer nicht bloß von Mr. Raymond, sondern
auch von dessen anmuthiger Tochter erzählt, und Francois
Leroc suchte mit bestimmtem Absichten seinen Vatheu auf.

Nun, wenn der Sohn, was ja anzunehmen war, dem
Vater innerlich und äußerlich gleich, dann wollte Mr. Rey-
mond schon zufrieden sein!

Und so betrauerte sich der alte Herr demachen in die an-

genehmsten Zukunftsbilder, daß ihm nach einiger Zeit der
stüchtige Gedanke völlig zur Thatfache geworden war.

Er theilte denn auch später der vor Erschlaunen und Ent-
zücken ganz außer sich gerathenden Antoinette mit, daß sie
morgen für ein exquisites Diner zu sorgen habe, da ein
Freier für Mlle. Jeanne, ein Pariser Großkaufmann,
kommen würde. Freilich verbot er Antoinette, Jeanne den
Zweck des Besuches zu verrathen; er selbst aber konnte sich in
der Freude seines Dergens seiner Tochter gegenüber doch
nicht verschiedener deutlicher Anspielungen enthalten, als
er ihr von dem Besuche des Herrn Leroc erzählte.

Nach Antoinette's Ithos es nicht an verblümmten Redereien
fehlen, und Jeanne wäre kein edles Mädchen gewesen, wenn
sie sich nicht aus all' dem einen Verrath gemacht hätte.

Die Anbestellungen schienen sie indessen keineswegs mit
freudiger Erwartung zu erfüllen, sie wurde im Gegentheil
ganz blaß und kühl und that keine Frage bezüglich des
Gastes. Dies hätte indessen Mr. Raymond's gute Laune
nicht.

„Mädchenschüchternheit!“ brummte er.

Jeanne unternahm während dieser Zeit einen Spazier-
gang auf den hinter dem Hause liegenden Berg. Sie hatte
sich das seit einiger Zeit zum Wergerr Antoinette's angewöhnt.

Als sie den lauschigen Bergwald erreicht hatte, bog sie
in einen Seitenpfad ein und fand bald vor einer Bank, von
der sich Dr. Schmidt erhob.

Was für Augen würde Mr. Raymond gemacht haben,
wenn er es hätte sehen können, wie Jeanne, seine Jeanne,
seine so gut französisch erzogene Tochter, anstatt dem
deutschen Doctor verächtlich den Rücken zu kehren, direct in
dessen geöffnete Arme flog und sich von ihm in die Con-
jugation des deutschen Zeitwortes „lieben“ nach Herzgenuss
einweihen ließ.

Uebrigens machte die ganze Scene keineswegs den Ein-
druck der Reue; es schien im Gegentheil, als ob die Weiden
auf ihre angenehme Beschäftigung schon recht eingelebt wären.

Nach und nach demetzte jedoch der Doctor, daß seine
Jeanne heute nicht ganz bei der Sache war. Er forschte
nach dem Grunde, und sie erzählte ihm in ihrem dröseligen
Rauberwelsch, einem Gemisch von Deutsch und Französisch,
von dem morgenden Besuche aus Frankreich und den An-
deutungen, die ihr Vater und Antoinette gemacht hatten.

Der Doctor hörte schweigend zu. Leicht zu nehmen war die
Angelegenheit bei Mr. Raymond's starrem Sinne nicht; das
wagte er. Indessen tröstete er sich mit dem Bewußtsein von
Jeanne's Liebe, und sie versprach ihm hoch und heilig, allen
Bestimmungen ihres Vaters gegenüber fest zu bleiben, da
sie nie eines Anderen Frau werden würde. Allerdings jagte
sie ein wenig vor des Vaters Zorn. Aber der Doctor lächelte
sie ein wenig vor des Vaters Zorn. Aber der Doctor lächelte
sie ein wenig vor des Vaters Zorn. Aber der Doctor lächelte
sie ein wenig vor des Vaters Zorn.

Mr. Raymond nahm indessen Stod und Hut und machte
einen Spaziergang durch das Städtchen. Bald traf er hier,
bald dort einen Bekannten, und Allen erzählte er unter
gehimmelsvollen Anspielungen von seinem zu erwartenden
Gaste.

Antoinette ihrerseits theilte unter dem Spiegle des Ver-
trauens den guten Freundinnen gleichfalls das Nichtigste
von dem bevorstehenden großen Ereignisse mit, und bald war
es in der ganzen Stadt verbreitet, daß morgen Jeanne Rey-
mond's Verlobung mit einem Franzosen stattfinden werde.